

Gentlemen



Ritter aus Leidenschaft

*DER UNVERGLEICHLICHE
SIR TOM JONES VERRÄT
DAS GEHEIMNIS SEINES
ERFOLGS - UND SEINER
EWIGEN JUGEND*

INTERVIEW: ULF PAPE



F&A

Die 75 Jahre sieht man vielleicht an der Haarfarbe. Doch auf der Bühne wirkt er noch immer: forever young

EIN MANN WIE ein Kraftwerk. Und das auch noch mit 75. Sir Tom Jones – unser „Mann des Jahres“ in der Kategorie „Legende“ – ist einer der ganz wenigen großen Showbiz-Helden, die selbst nach 50 Jahren Karriere (und übrigens fast 60 Jahren Ehe) vor Tatendrang und jugendlicher Energie nur so strotzen. Diese Stimme. Dennoch schlägt der „Tiger“ auf seinem neuen Album und in einer Autobiografie auch ruhigere, melancholische Töne an. Im großen GQ-Interview zieht er eine vorwiegend heitere Lebensbilanz.

Verehrter Sir Tom, kann es im heutigen Zeitalter, Stichwort Gender-Debatte, überhaupt noch männliche Sexikonen geben? Oder sind Sie der Letzte Ihrer Art? Was der eine sexy findet, ist dem anderen nicht der Rede wert. Aber ich glaube schon, dass es solche Ikonen noch gibt. Bei männlichen Sängern denke ich an Michael Bublé, der ein sehr erfolgreicher, gut aussehender Musiker ist, den wahrscheinlich

viele Frauen attraktiv finden. Bruno Mars ist auch ein sexy Typ. Oder Robbie Williams. Er ist zwar nicht mehr so jung, aber ein absolutes Sexsymbol.

Sie sind 75, wirken aber auch nicht viel älter als Robbie Williams. Vor allem, wenn Sie singen. Warum brüllt der „Tiger“ immer noch so gut?

Weil ich liebe, was ich tue. Was mich antreibt, ist meine Stimme. Wenn du deinen Mund aufmachst, und es kommt da eine Stimme raus wie bei mir, ist das etwas Erhebendes. Ich muss das einfach tun.

Haben Sie jemals in Erwägung gezogen, älter zu werden?

Nein. Vor Kurzem erst habe ich bei einem Konzert zum Publikum gesagt: „Ich kann es wirklich nicht glauben, dass ich 75 bin. Ich fühle mich nicht mal annähernd so!“ Aber ich bete jeden Abend zu Gott, dass er mir diese Stimme, diese Energie und Gesundheit erhält.

Auf Ihrem neuen Album klingen Sie mitunter nachdenklich. Sie covern alte oder zumindest alt wirkende Soul-, Folk- und Countrysongs. Das ist nicht die Party-„Sexbomb“, die viele Ihrer Fans so lieben.

Ich weiß. Aber ein Stück wie „Opportunity To Cry“ zum Beispiel – ein unbekannter Willie-Nelson-Song – ist doch einfach überwältigend. Fast keine Instrumente, nur die Stimme und eine traurige Story. So etwas zieht einen in das Album hinein.

Es ist der erste Song auf dem Album, und er handelt von einem Mann, der weinend auf eine Frau wartet. Sehr traurig, sehr ruhig. Das ist nicht gerade ein typisches Tom-Jones-Eröffnungsstück.

Reflektieren Sie mit so einem Liebeskummerlied auch Ihre eigene Vergangenheit?

Überhaupt nicht. Wissen Sie, ich bin verheiratet, seit ich 16 Jahre alt bin, und meine Frau hat mich nie in so eine Situation gebracht. Aber das Interessante ist, dass Menschen ihr ganzes Leben infrage stellen, wenn sie verlassen werden. So bietet sich die Gele-



ALS ICH JUNG WAR, BRANNTEN ICH VERDAMMT NOCH MAL FÜR ALLES, WAS PASSIERTE. ICH WOLLTE ES WIRKLICH WISSEN



genheit, mal über sich selbst nachzudenken. Wir weinen dann auch über Dinge, die mit der Trennung gar nicht so viel zu tun haben. Eher mit uns selbst.

Sie galten als der ultimative Flachleger. Jetzt singen Sie von Zurückweisung und unerfüllter Begierde.

Das ist wie in der Schauspielerei: Man will doch das ganze Spektrum zeigen. Und schauen Sie

zurück auf meine Karriere: Schon in den späten 60ern gab es einen Hit wie „Delilah“ – da geht es um einen Mann, der betrogen wurde und derart leidet, dass er seine Frau umbringt.

Sind Sie selbst jemals abgewiesen worden?

Nein.

Wenn Sie auf Ihr Leben zurückschauen: Gibt es Dinge, die Sie bereuen? Wenn, dann nur Kleinigkeiten. Irgendwann Mitte der 60er kam Elvis Presley in den „Caesars Palace“ in Las Vegas, um sich meine Show anzusehen. Da war ich noch sehr jung. Wir wurden zusammen fotografiert. Elvis sieht auf diesem Bild fantastisch aus, weil er immer sofort merkte, wenn irgendwo eine Kamera auf ihn gerichtet wurde. Und ich stehe blöd grinsend mit Doppelkinn neben ihm. So etwas bereue ich.

Etwa zur selben Zeit, 1965, haben Sie den Titelsong für den James-Bond-Film „Thunderball“ aufgenommen. Eine Zeile lautet: „He looks at this world and wants it all.“ Waren Sie damals so drauf?

Oh ja! Ich habe auf die Welt geschaut und wollte alles. Ich war selbst ein Feuerball. Als ich 25 Jahre alt war, brannte ich verdammt noch mal für alles, was passierte. Ich wollte es wirklich wissen.

Wenige Jahre zuvor waren Sie noch Staubsaugervertreter in Wales. Haben Sie Ihre Karriere als Weltstar vorausgeahnt?

Ich wusste, ich kann es schaffen. Mir war aber auch klar, dass meine Stimme wie der Knock-out-Punch bei einem Boxer ist. Wenn sie in Gefahr ist, bin ich es auch. Aber so lange ich gesund bin und die Stimme mich nicht verlässt, so lange werde ich auf der Bühne stehen und singen.

Sie haben nicht nur das weibliche Publikum erobert, sondern längst auch das männliche. Sogar strenge Musikkritiker waren von Ihnen verzückt, und zwischendurch mischten Sie die schwarze Musikszene auf.

Na ja, die schwarzen DJs in New York spielten damals in den 60ern alle „It's Not Unusual“, weil sie glaubten, ich sei Schwarzer. Das Komische ist, dass es bis heute, wenn ich inkognito unterwegs bin – meintwegen mit Mütze, also jedenfalls nicht im Tom-Jones-Look –,

Verehrt von Männern und Frauen, Jung und Alt: Sir Tom wollte immer Musik für alle Menschen machen. Hat er geschafft

meist Schwarze sind, die mich trotzdem erkennen. Das fasziniert mich. Und ich frage mich, ob ich meinen Stammbaum nicht doch noch mal darauf überprüfen sollte, ob es schwarze Vorfahren gibt. Ich fühle mich schwarzen Sängern tief verbunden, einfach weil ich in meinen jungen Jahren so stark von ihnen beeinflusst wurde.

Musikalisch lassen sich schwarze Sänger oder Produzenten von Walisern wohl eher selten was vormachen.

Klar, es gibt ja auch kaum etwas Peinlicheres, als wenn ein Weißer versucht, schwarz zu singen. Aber bei mir ging es nicht darum. Bei mir merkten die schwarzen Musiker schnell, dass ich es wirklich draufhabe. Als ich das Album mit Wyclef Jean produzierte („Mr. Jones“ von 2002, Anm. der Red.), sagte er, meine ganze Musik sei im Grunde tiefschwarz.

Sie konnten nicht nur zwischen Schwarz und Weiß, sondern auch zwischen Jung und Alt immer ganz gut vermitteln.

Stimmt. Es gibt eine Geschichte, die das unterstreicht. Im Jahr 1987 brachte ich eine Ballade mit dem Titel „A Boy From Nowhere“ raus und dann ein Jahr später „Kiss“, den Prince-Song. Zu jener Zeit war ich mal in meiner walisischen Heimatstadt in einem Pub. Da haben die jungen Leute in der Jukebox „Kiss“ ausgewählt, und irgendwann waren die Älteren dran und spielten „A Boy From Nowhere“. Die sagten mir dann: „Das bist du in Reinform, Tommy, der große Balladensänger.“ Aber die Kids protestierten: „Nein, wir wollen mehr so Sachen wie ‚Kiss‘.“ So ist es mit allem. Weil ich so viele unterschiedliche Musikstile probiert habe, erreiche ich auch so viele unterschiedliche Menschen.

Und wie gelingt Ihnen der Spagat zwischen Großbritannien und Ihrer Wahlheimat USA? Haben Sie nicht manchmal Heimweh?

Nein. Ich bin ja immer wieder in London und bekomme meine Dosis Großbritannien. Außerdem hat die Queen mich 2006 zum Ritter geschlagen. So trage ich das Empire mit mir herum. Ich habe zwar mein Haus in Los Angeles, aber ich bin immer noch britisch.

Sie haben in Bel Air das Haus gekauft, in dem früher Dean Martin lebte. War es das Anwesen, das Sie haben wollten, oder ging es eher um die Aura von Martin?

Ich mochte die Villa, weil sie wie die Kopie eines englischen Hauses wirkte. Sie sah fast genauso aus wie das, in dem wir früher mal in Weybridge in der Grafschaft Surrey gewohnt haben. Unsere englischen Möbel passten da perfekt rein. Es ist so ein Rotklinkerhaus mit von Efeu umrankten Türmchen. Ich habe sogar eine rote Londoner Telefonzelle im Garten aufgestellt.



”

**ICH MUSS
MAL MEINEN
STAMMBAUM
ÜBERPRÜFEN –
VIELLEICHT
HAB ICH JA
DOCH SCHWARZE
VORFAHREN**

Wann haben Sie eigentlich aufgehört, Ihre Haare zu färben?

Vor ungefähr zehn Jahren. Ich hätte es früher sein lassen sollen. Die grauen Haare gefallen mir besser, als ich dachte.

Gibt es sonst noch etwas, das Sie am Älterwerden mögen?

Meine Stimme ist jetzt noch besser geworden. Die tieferen Stimmlagen sind reichhaltiger. Gleichzeitig habe ich am oberen Ende so gut wie nichts verloren. Als ich in meinen Zwanzigern war, konnte ich das hohe C treffen. Ich war Tenor. Nun bin ich Bariton. Einen Ton unter dem hohen C treffe ich aber immer noch. ●●